

# **orte Verlag**

## **Leseprobe**

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© orte Verlag  
[www.orteverlag.ch](http://www.orteverlag.ch)

Bernhard Brack

So bist du gegangen,  
Väterchen

orte Verlag

# Inhalt

## **So bist du gegangen, Väterchen**

- Paris 7
- Die Strasse nach Henniez 44
- Kindheitsende 70
- Hallo 94
- Vater 101
- Die letzte Reise mit Mutter 123

## **Zwischenland**

- Der Weg zurück 155
- Marais bleu 160
- Im Wartsaal 168
- Die Doppelgängerin 171
- Der Grenzgänger 172
- Nur ein kleines Zimmerchen 182
- Das Gipfelkreuz 184
- Wie lange noch? 193
- Erna 195
- Letzte Runde 197

# So bist du gegangen, Väterchen

## Paris

Im Zimmer meines Bruders stand ein barockes Sofa, Arm- und Rückenlehne aus verziertem Holz, die Sitzfläche mit rot-weiss gestreiftem Stoffüberzug. Er hatte es in einem Brockenhaus erstanden, und obwohl ich inzwischen eines Besseren belehrt worden war, blieben für mich Barock und Brockenhaus auf geheimnisvolle Art miteinander verbunden, wie mich mit meinem Bruder etwas verband, das zwar aus unterschiedlichen Zeiten und Welten geformt und dem Bewusstsein nicht zugänglich war, aber wie eine Art geistiger Nabelschnur zwischen uns pulsierte.

Als ich an seine Türe klopfte, war es elf Uhr nachts, Vater auf Geschäftsreise und die oft besorgte Wachsamkeit unserer Mutter heruntergedimmt, da wir Ferien hatten. Die Nacht stand also weit offen für Gegenentwürfe zu unserem langweiligen Schülerdasein, ohne den Widerspruch der Erwachsenen, die unsere Pläne schon im Ansatz durchkreuzten.

Mein Herz klopfte.

«Ja?», hörte ich durch die Türe. Er wusste natürlich, dass ich es war, wie gestern und vorgestern, und durch den langsam sich öffnenden Türspalt sah ich, wie er das Buch *Die Baumwollpflücker* von B. Traven, sofort beiseite legte, als hätte er auf mich gewartet. Die Zeichen standen gut.

«Holst du uns ein Bier?», fragte er.

Die Crux bestand nicht darin, die Treppe hinunter zu schleichen – auf den Socken konnte niemand im Haus etwas hören – sondern die Kellertüre, die sich gegenüber dem Schlafzimmer

der Eltern befand, entgegen dem ersten Impuls, möglichst schnell an ihnen vorbeizukommen, langsam und lautlos zu öffnen, als handelte es sich um einen schweren Stahlschrank. Danach konnte ich meine Hast nicht mehr zügeln und hüpfte die Treppe hinunter, sodass die mit grünlicher Farbe bestrichenen Betontritte dumpf und leise widerhallten. Die Kellerpantoffeln liess ich links liegen und ging in den Socken über den feucht-modrigen Kies mit dem gruseligen Gefühl, über ein Heer von Ungeziefer und Bakterien zu laufen, griff mit zwei Fingern unter die Henkel des Bügelverschlusses und hob die Flasche aus der Kiste: Sie schien zu fliegen.

Ich wollte nicht gleich mit dem beginnen, was mich beschäftigte. Es hätte nur den Eindruck erweckt, ich wäre auf seinen Ratsschlag oder gar auf seine lobenden Worte angewiesen. Also öffnete ich schweigend die Flasche Bier und reichte sie ihm. Obwohl die Vorstellung der Teilung des Brotes mir fern lag – Religion gehörte zum bürgerlichen Establishment und stand unter dem Generalverdacht, Opium für das Volk zu sein – empfand ich es doch als eine Art heiliges Ritual, das Bier mit meinem Bruder zu teilen.

«Das musst du dir anhören», sagte er, nahm das Buch wieder zur Hand und las mir jene Passage vor, in der die Indios, die auf den Baumwollfeldern arbeiteten, an einem Fluss ausgepeitscht wurden, weil sie sich etwas zuschulden hatten kommen lassen, was nur böswillige, auf Profit ausgerichtete Machthaber ihnen ankreiden konnten. Die wenigen, die die Flucht wagten, ertranken im Fluss. Unerträglich die Vorstellung, den Peitschenhieben der Peiniger entronnen zu sein, um danach von den Strudeln des Flusses in die Tiefe gerissen zu werden. Ausgelöscht. Stell dir vor, du wärest das, du, der so bequem auf einem barocken Sofa sitzt. Stell dir vor, von niemandem gehört, verzweifelt strampelnd, nach Luft ringend, aber immer tiefer hinabgezogen zu werden, bis jeder Schrei verstummte, bis jedes Bild, jeder Gedanke in ewigem Schwarz begraben lag. Stell dir vor, niemand würde Anteil

nehmen, niemand deinen Kampf fortsetzen. Es musste etwas geschehen auf dieser Welt!

Wir hatten gestern darüber gesprochen, dass viele unserer Schulkameraden ein Interrail-Ticket gebucht hatten und jetzt durch ganz Europa tingelten. Wien, Paris, London und die Mutigen vielleicht bis nach Madrid oder Oslo, in Jugendherbergen schliefen oder sogar auf Bahnhöfen, weil sie auf den nächsten Zug warteten, um dann zu Hause von berühmten Baulichkeiten und Denkmälern zu erzählen, die auf Postkarten abgebildet bereits an den Kühlschränken hingen. Für eine solche Art zu reisen hatten mein Bruder und ich nur ein spöttisches Lächeln übrig, auch wenn wir seit zwei Wochen zu Hause herumhingen, die Sommerferien bald vorbei waren und unser einziges Abenteuer darin bestanden hatte, eine Flasche Bier an Mutters Schlafzimmer vorbei zu schmuggeln. *Down and out in Paris and London!* Das war unsere Vorstellung von Reisen! Wie George Orwell als Tellerwäscher zu arbeiten, um zu überleben. Sich für Feldarbeit bei einem Bauern anheuern zu lassen. Mit den Clochards unter der Brücke schlafen. Und dann weiter – nein, nicht mit Papis Geld nach vorgeplanter Route, sondern mit dem wenigen, das wir uns erarbeitet hatten. Auch wenn niemand die Orte oder Gegenden kannte, die wir bereist, auch wenn es keine Postkarte gab von der Brücke, unter der wir geschlafen hatten – das war Reisen!

«Glaubst du, wir können Musik hören?», fragte mein Bruder.

«Wenn wir sie leise einstellen», sagte ich und ging zum Grammophon, setzte mit einem Knopfdruck die Scheibe in Gang, wartete, bis sie sich gleichmässig drehte, und liess die Nadel mit einem Kippschalter ganz langsam auf die Platte herab. Es rauschte, als versuchte uns eine Botschaft über die Weltmeere hinweg zu erreichen, und dann begann er zu singen: Bob Dylan *Tangled up in Blue*.

Ich konnte leidlich Englisch, schliesslich war ich im dritten Gymnasialjahr, aber nie hätte ich ein Wort Bob Dylans in einem Wörterbuch nachgeschlagen. Es wäre mir wie eine Entweihung

vorgekommen, ein von ihm gesungenes Wort auf zwei, drei Bedeutungen reduziert zu sehen. *Tangled up in Blue* zum Beispiel bedeutete viel mehr als eine Übersetzung hergeben konnte, ein trotziges Nein wie auch ein beraushtes Ja, die Liebe zu einer Frau wie auch die totale Unabhängigkeit von ihr, *Tangled up in Blue* hiess durch unendliches Blau tingeln, sich von niemandem festhalten, fixieren lassen, *Tangled up in Blue* war ein Lebensgefühl, das meines sehr genau traf.

Mein Bruder reichte mir die Flasche, sie war halbleer. Wahrscheinlich würde sie nicht ausreichen, um das zu besprechen, was sich wie ein Befreiungsschlag anfühlte, aber mit vielen Fragezeichen behaftet war. Ich nahm einen Schluck, setzte ab, und während mein Blick von der Decke über die Wand glitt, blieb ich an dem Bild von Toulouse-Lautrec hängen, das eine Variété-Dame zeigte, die den Rock hebt.

«Ich will es versuchen», begann ich.

«Was?», fragte mein Bruder.

«Was wir gestern besprochen haben.»

Während mir das Gespräch von gestern in deutlicher Erinnerung geblieben war, mir keine Ruhe gelassen, bis ich mich zu einer Entscheidung durchgerungen hatte, schien es bei ihm kaum Spuren hinterlassen zu haben.

«Du willst es versuchen?»

«Ja.»

Jetzt war er vollbracht, der Spagat über dem Abgrund. Es gab kein Zurück mehr und weiter kam ich nur, wenn er mir die Hand reichte.

«Das ist mutig.»

Ich war mir nicht sicher, ob ihn nun plötzlich die dreissig Franken reuten oder ob er sich freute über den Entscheid seines kleinen Bruders. Ob in seiner Überraschung nicht ein skeptischer Ton mitschwang, weil er mir mein Unternehmen nicht zutraute? Nicht einmal meiner eigenen Absichten war ich mir sicher: Ging es mir um die dreissig Franken oder um das andere, viel grössere,

nämlich die Freiheit? Nicht um die kleinen Freiheiten, die einem zugestanden wurden, ob man zum Beispiel ein Mars oder ein Bounty kauft, ob man sich im Wahlpflichtfach für Spanisch oder Italienisch entscheidet, sondern um die kompromisslose Freiheit der grossen Schriftsteller. Nicht im Kielwasser der Eltern, nicht gezähmt von einem Interrail-Ticket und bekannten Städten, nicht mit einem Schulkameraden, sondern alleine gegen die bürgerliche Enge, gegen das Land, das das Bankgeheimnis hütete und ausländische Arbeiter vor die Landesgrenze stellen wollte: die Trutzburg Schweiz verlassen und sich als Arbeiter auf unterster Stufe durchschlagen.

«Hast du Mutter schon etwas davon gesagt?», fragte mein Bruder.

«Nein. Ich werde ihr morgen sagen, dass ich per Autostopp nach Paris reise, von unserer Wette aber werde ich ihr nichts sagen.»

Die Wette lautete: Ich bekomme von meinem Bruder dreissig Franken, wenn ich es schaffe, damit nach Paris zu reisen und frühestens nach zehn Tagen wieder zu Hause zu sein. Er würde mir das Geld vorschliessen, denn ich hatte keine dreissig Franken, die gleich viel bedeuteten wie eine Dylan-Platte und drei Stangen Bier, also ein Vollrausch.

«Hast du dir das gut überlegt?»

Gestern hatten wir nach dem zweiten Bier über diese Reise gesprochen, da klang er noch ganz anders, mein Bruder, voller Zuversicht, und ein Bild ergab das andere: vom Lagerfeuer am Waldrand zu einem Gehöft, das eine Hilfskraft zum Heuen brauchte, von einem Lastwagenfahrer, der von seinen Reisen erzählte, zu einem Clochard unter der Brücke, der keine Schulbuchweisheiten von sich gab, sondern das wahre Leben kannte.

Bob Dylan sang *Don't think twice it's all right*.

«Ja, ich habe mir das gut überlegt», sagte ich, derweil Tränen in die Augen zu schiessen drohten, die ich aber sofort wieder in den Griff bekam. «Ich werde den Schlafsack nehmen, mit dem



du nach Irland getrampt bist, und als Schutz gegen den Regen nehme ich eine Plastikplache mit, die ich gestern auf einer Baustelle gesehen habe. Sie liegt da einfach herum und ist ganz sicher wasserdicht.»

Niemals wäre ich in ein Sportwarengeschäft gegangen, um mit dem von den Eltern erbettelten Geld eine regenfeste Hülle oder sogar ein Zelt zu kaufen. Das mochten die andern tun, die in der Konsumfalle sassen und mit ihrer Kauffreudigkeit den Kapitalismus anheizten.

«Und zum Essen?»

«Ich packe ein Militärsackmesser ein, mit dem kann ich auch Dosen öffnen. Kürzlich habe ich mit einem Freund eine Dose weisse Bohnen geöffnet und ins Feuer gesetzt, das schmeckte ausgezeichnet. Wie viel kostet eine Dose weisse Bohnen?»

«Ich weiss nicht, einen Franken?»

«Siehst du, eine Mahlzeit für nur einen Franken.»

Er sass auf seinem Bett, den Rücken an die Wand gelehnt und die Flasche Bier zwischen den Beinen. Seine Skepsis schien sich gelegt zu haben. Wenn man nämlich hinzurechnete, dass man für einen Tag Arbeit auf einem Bauernhof zehn bis zwanzig Franken hinzuverdienen und auch in Paris, vielleicht sogar als Tellerwäscher, ein paar Francs erlangen konnte, so sah das Reisebudget schon fast luxuriös aus.

«Ich hätte Angst», unterbrach er meine Gedanken. «In meiner Klasse trampt einer alleine per Autostopp bis nach Indien. Wenn ich mir vorstelle, alleine in einem türkischen Dorf, rundum kahle Berge, und in dem einzigen Restaurant versteht man kein englisches Wort, trotzdem folgst du einem Mann, der dich zu einem Zimmer führt. Du musst ihm glauben, dass die Strassenköter dich nicht beißen, du musst ihm vertrauen, dass dich in der Nacht niemand behelligt und dass sein Cousin dich mitnimmt am nächsten Tag, über die Berge, Richtung Indien. Geschweige denn von einem indischen Dorf, wo die Bettler dich umringen, kaum hast du es betreten.»

Es gab also einen, zum dem man noch höher hinaufschauen musste, der noch weiter trampfte und der sich noch mutiger der Fremde aussetzte.

«Ich bin mir selbst fremd genug», fuhr mein Bruder fort, «ich lese lieber von Heldentaten, als dass ich sie selber vollbringe. Du hingegen hast dich bei den Junioren durchgebissen, und spielst jetzt Fussball in einer regionalen Auswahl. Weisst du noch? Du hast mich einmal mitgenommen, aber nach dem ersten Konditionstraining bin ich zu Hause geblieben. Nein, du bist aus einem anderen Holz geschnitzt, auch wenn wir Brüder sind – holst du noch eine Flasche Bier?»

Unser Leben fühlte sich frei an, niemand konnte unsere galoppierende Phantasie zurückhalten. Was immer mich am Morgen erwartete, ich würde Kraft daraus schöpfen, unendlich viel Kraft.

Wir standen am Fenster und rauchten eine Zigarette, die letzte, wenn es nach meinem Vorsatz ging, denn rauchen lag bei dem knappen Reisebudget einfach nicht drin. Wir schauten den Rauchwolken nach, die in die milde Nacht hinaus schwebten und sich langsam auflösten. Die Schatten unserer Köpfe fielen auf den Kiesplatz, auf dem wir schon als Kinder Fussball gespielt und davon geträumt hatten, einmal für eine grosse Mannschaft wie Real Madrid oder Manchester United Tore zu schießen.

Bob Dylans Stimme klang rauchiger, lederner als zuvor, und seine Melodien gesellten sich zu mir wie alte Freunde. Mein Bruder setzte sich wieder auf das Bett, das Plakat von Toulouse-Lautrec hinter ihm, jenes kleinwüchsigen Mannes, der die schönen Variété-Frauen von Paris gemalt hatte.

«Lass uns über Frauen reden», begann mein Bruder. «Weisst du, was ich nicht verstehe: Je mehr ich nach Frauen lechze, umso unerreichbarer erscheinen sie mir – und umso abweisender sind sie mir gegenüber. Mit Marissa war das zwar anders, aber als sie mir am nächsten Morgen ...»

Andächtig lauschte ich seinen Worten, denn ich hatte noch nie die Brüste einer Frau berührt.

Ich hätte den Bus nehmen können bis zur Autobahneinfahrt, es hätte mein Reisebudget nicht weiter belastet, da ich ein Jahresabonnement besass. Ich ging aber zu Fuss durch das Einfamilienhausquartier, vielleicht auch um den zufällig aus dem Küchenfenster schauenden Nachbarn zu zeigen: Da macht sich einer auf! Blühende Rhododendren und rote Haseläste hingen über die Zäune, Rosensträucher säumten die Eingänge, in einem Garten standen zwei weisse Stühle unter einer Trauerweide, hier und dort kleine Idyllen, selten benutzt, aber dienlich als Erinnerung, wie es sein könnte, wenn man nicht so viel arbeiten müsste. Die Gärten gepflegt, jeder Quadratzentimeter Erde mit der Hacke gelockert, ausgerichtete Gartenwege, sodass es mir eng zumute wurde und ich Gänsehaut bekam bei der Vorstellung, dies alles zurückzulassen und mutig hinauszugehen in eine offene, freie Welt. Wie viel Angst lag hinter dem Fleiss, wie viel Chaos hinter der krampfhaft aufrechterhaltenen Ordnung! Dort das Haus des Gemeindepräsidenten. Er hatte das Projekt mit dem Einkaufszentrum durchgebracht, das im Süden des Dorfes gebaut wurde. Das bedeutete nicht nur mehr Arbeitsplätze, sondern auch Steigerung der Attraktivität der Gemeinde. In seine Tochter war ich einmal verliebt gewesen, im Bus hatte ich über Köpfe hinweg oder an Schultern und Ellenbögen vorbei immer wieder ihre Augen gesucht, ihren geheimnisvollen Blick, als schaute sie durch einen Schleier. Dort die Sterenbergers. Niemand hatte verstanden, weshalb ihr Sohn eines Tages in den Wald gefahren war und sich mit seinem Sturmgewehr erschossen hatte.

Ich habe die Papiertaschentücher vergessen! Soll ich nochmals umkehren? Papiertaschentücher kann man immer gebrauchen, vor allem, wenn man draussen im Wald kacken muss. Aber zum Glück sind die nicht so teuer. Dreissig Franken, und noch keinen Rappen gebraucht.

Ein Mann mähte den Rasen, die letzten Vorbereitungen vor der Abreise an die Adria. Wenn zu Hause alles in Ordnung ist,

können die Ferien erst so richtig beginnen. Jeweils am Samstag ist das dröhnende Geräusch aus vielen Gärten zu hören, jeder besitzt seinen eigenen Rasenmäher. *Ach weisst du, ich müsste den Nachbarn fragen, und der braucht ihn dann vielleicht gerade auch.* Mit dem eingesparten Geld könnte man Brunnen bauen in den Trockengebieten Afrikas.

Ich fragte mich, ob mein Bruder und ich die einzigen waren, die *Die Baumwollpflücker* von B. Traven gelesen hatten, die einzigen, die die Peitschenhiebe der Mächtigen auf dem Rücken der Indios spürten und ihre Verzweiflung, mit der sie sich aus dem Sog des Flusses zu retten versuchten.

Ein Auto fuhr an mir vorbei, das erste, ich hätte Autostopp machen können, aber ich liess es an mir vorbeiziehen, dieses Sinnbild für perfekt aufeinander abgestimmte Abläufe. Wohin? Wohin gingen wir Menschen? Aneinander vorbei, aber wohin?

Ausserhalb des Quartiers führte ein schmaler Pfad durch die Wiese direkt ins Dorf. An deren Rand wuchsen die Halme weniger hoch und in einem helleren Grün, in der Mitte aber zog sich eine schmale braune Rinne dahin, die bei regnerischem Wetter breiter wurde. Auf diese Wiese hatten wir einmal ein Bierfass gerollt, Don Bären, in Anspielung an seine Kraft so genannt, Madison square garden, dessen Übername Mädi war, Gl, der auf seinen Glarnerdialekt bestand, Schmee Jackson five cent nonsense band und ich, Johann der Vierzehnte, weil ich Fan war von Johann Cruyff, der immer die Nummer Vierzehn trug. Über uns der Sternenhimmel, jeder Stern ein funkelnder Durchstich in der dunklen Kuppel, jedes Lachen eine Fontäne aus unbewussten Tiefen, jeder Remppler ein freundschaftlicher Klaps. *Hey, passt auf, uns bleibt am Ende nur noch Schaum, wenn wir das Bierfass so weiter rollen, rief einer. Ist doch scheissegal, dann hauen wir uns halt den Schaum rein!*, und das war der grosse Lacher in dieser Nacht, überall war schäumendes Bier, von den Sternen herab und aus den Grasspitzen spritzte Bier, die ganze Welt ein einziges Bierbad, und als Don Bären das Fass anstach, Bierschaum zischend

herausschoss, Madison direkt ins Gesicht, da hielt uns gar nichts mehr, wir lachten bis zur Erschöpfung.

Ein Stechen im Herz, als ob eine Arterie verstopft wäre. Wenn ich plötzlich zusammenbreche? Wenn ich Hilfe brauche? Wo seid ihr, Madison, Schmee Jackson, Gl ... Das Stechen im Herz nahm zu, die Gedanken gerieten in den Sog eines schwarzen Lochs. Nichts mehr trennte mich von jenem Indio, der von einem Strudel hinabgerissen wurde. Gleichgültig starrten die Häuser mich an, gleichgültig der Himmel, abwesend die Freunde, mit denen ich eine Sternstunde erlebte hatte. Nie eine richtige Nummer Vierzehn gewesen zu sein, nie ein Ritter für die Gedemütigten, nie ein Schriftsteller von Format. Sterben, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Die Abkürzung mündete in einen geteerten Fussweg, der rechts zum neuen Blockquartier führte. Zwölf Laternen säumten ihn. Einmal, als es schon zu spät war, um noch ein offenes Restaurant im Dorf zu finden, und doch zu früh, um ins Bett zu gehen, spielten wir *Lichterlöschen* und bewarfen die Laternen mit Steinen. Zwei oder drei trafen wir, klirrend zersprang der Glasmantel, aber nur eine löschte aus: Die Lichtkugel sackte in sich zusammen. Wir schauten erstaunt der Lichterreihe entlang auf- und abwärts, ein Glied fehlte in der Kette. *Glaubst du, es hat uns jemand gesehen?* Wir kletterten über den Zaun und rannten über die Wiese. Weg von hier! Erst als ich eine Woche später im Gemeindeblatt eher zufällig las, dass Vandalen Laternen zerstört hätten, erinnerte ich mich wieder. Mutter hatte das Gemeindeblatt dort aufgeschlagen und darüber verständnislos den Kopf geschüttelt.

Vorbei am Gemeindehaus, einem rechteckigen Bau aus den sechziger Jahren, dessen einzige geschwungene Linie die Vierteldrehung des Treppenaufgangs war. Vorbei am inzwischen geschlossenen Restaurant mit dem einzigen Flipperkasten im Dorf, den wir einmal so malträtierten, dass die Glasscheibe einen Sprung bekam und wir uns mit einem Draht durch den Spalt hin-

durch Freispiele verschafften. Es vergingen Monate, bis die alte Wirtin den Spalt entdeckte, wahrscheinlich weil sie immer weniger Geld in der Kassette vorfand. *Big Chief* hiess der Kasten, und von da an nannten wir unsere Väter *Big Chief*.

Vorbei an dem alten Haus mit verwitterten Schindeln, in dem mein Freund Herbi wohnte. Der Verkehr nahm zu, das Gewicht in meiner Magenrube auch. Wie schwer wiegt die Angst? Als ob ich geschient gewesen wäre und jetzt selbstständig mit gummierten Knochen gehen müsste. Wo war sie, die Sicherheit, mit der ich an Bruders Seite den Weg in die Nacht hinaus entworfen hatte? Die Offenheit, in der alles aufgegangen war? Wo war der Rausch, dem ich mich wie einer Wellenbewegung hingeben konnte, um mich mit Dylans Liedern in die Höhe zu schwingen? War es möglich, dass der Held sein Abenteuer nicht überlebte?

Ist dies möglich, lieber Bruder, der du schon so viele Geschichten gelesen hast? Ich bin jetzt im Erlenquartier mit den grauen Blöcken aus den 1960er-Jahren. Wie oft bin ich im Bus hier vorbeigefahren, ohne zu wissen, dass ich eine unsichtbare Grenze überschreite, jene zwischen vertraut und unvertraut. Weisst du, das wird dir erst so recht bewusst, wenn du das Dorf verlässt, wenn die Fäden der Erinnerung einer um den andern reissen, wenn die Geschichten beim Anblick eines Hauses, einer Wiese, verstummen, wenn das, was vor dir liegt, von nichts mehr in dir erreicht wird. Du siehst einen Plastiksack am Strassenrand, der an einem dünnen Grashalm hängt, wie er schüttelt im Wind vorbeifahrender Autos, du siehst die Welt aus seiner Perspektive und denkst: Was tut ihr so laut, so protzig und zielsicher? Und aus seiner Perspektive schaust du auf deine Schulzeit: Was kümmert dich die Dreieinhalb im Französisch, die Drei in der Geografie, auch wenn es die erste Note ist, die für das Maturitätszeugnis zählt? Ist es nicht eigenartig, dass dir, wenn du deine vertraute Umgebung verlässt, als Erstes ein weggeworfener Plastiksack am Strassenrand auffällt?

Ich erzählte meinem Bruder. Erzählen vertreibt dem die bösen

Geister, der von dieser Welt zu verschwinden droht, ohne mitgezählt zu werden.

Ich hielt den Daumen hinaus, im Gehen, lässig, als ob es mir gleichgültig sei, wie mich jemand taxierte, ob jemand anhielt oder nicht, völlig wurscht, ich kam immer dorthin, wohin ich wollte. Einen Augenblick hielt ich den Atem an, denn jemand bremste ab, und ich folgte dem Impuls, zum Auto zu laufen, aber dann war es schon weitergefahren. Das Nächste. Das Nächste.

Noch zweihundert Meter bis zu jener Stelle, von der mein Bruder gesagt hatte, dass ich von dort am besten wegkäme, zehn Minuten, eine Viertelstunde höchstens. Ich zog meinen Daumen ein und mit ihm hielten die Fragen Einzug: War es die Plastikplatte auf dem Rucksack? Wirkte ich wie ein Vagabund oder einer, der von Zuhause weglief? Ich werde den Autofahrern ins Gesicht schauen müssen, um sie besser lesen zu können. Der Himmel bedeckte sich, aber Regen? Nein. Ich hatte die Wetterprognosen nicht angeschaut, aber das ist ja auch nichts für jemanden wie mich, der nicht planen, sondern das Leben erfahren wollte. Es war nachmittags um vier Uhr – ich konnte die Zeit an der Kirchenuhr des Nachbardorfes ablesen – als ich den Rucksack abhing, ihn an mein Knie lehnte und mit Autostopp begann, den Fahrern zugewandt. Hier fuhren auch Lastwagen vorbei. *Mit denen kommst du am weitesten*, hatte mein Bruder gesagt, *wenn du Glück hast bis nach Genf oder Strasbourg*.

Hoch oben sassen sie, die Lastwagenfahrer, und die meisten schauten gar nicht zu mir herunter. *Die sind froh, wenn sie jemanden haben, mit dem sie sprechen können*. Aber mein Bruder hat etwas, was ich nicht habe, er ist irgendwie offener ... man mag ihn ... Während ich nicht einmal weiss, was ich selbst an mir mag. Was sagen, wenn mich tatsächlich einer mitnimmt? Es wird wohl kaum *Highway 69* im Radio laufen, der Fahrer wird mich wohl kaum nach meiner Meinung über Bakunins Satz «Schlag drein, was morsch ist, fällt um» fragen. Wo war es jetzt, das Gefühl der Freiheit, das ich gestern noch bei der Vorstellung gehabt hatte,

am Strassenrand Autostopp zu machen? Es fehlte der Soundtrack, es fehlte das unendlich weite Land, wie es die *Easy Rider* vor sich hatten. Hier lediglich der Fahrtwind, der mich auf die Seite drückte, und die Benzindämpfe. Wie Anschluss finden? Die Lastwagenfahrer waren zwar Arbeiter, die Baumwollpflücker der Moderne, aber standen sie wirklich auf meiner Seite, wie sie das nach meiner Ideologie hätten tun müssen? Jedenfalls sassen sie hoch oben und fuhren allesamt an mir vorbei.

«Hast du die Gebrauchsanweisung gelesen?», hatte mein Vater jeweils scharf gefragt, wenn ich nicht mehr weiter wusste. Weshalb eine Gebrauchsanweisung lesen? Sie waren viel zu lang und zu umständlich. Das meiste davon brauchte man gar nicht zu wissen. Aber es kam vor, dass ich zum Schluss ein Teil in der Hand hielt, das nicht passte, und das zuvor eingesetzte wieder herausnehmen wollte, es aber bereits angeleimt hatte. Innerlich fragte ich meinen Vater trotzig: «Gibt es denn eine Gebrauchsanweisung, um alleine nach Paris zu trampen?» Ich hörte ihn antworten: «Du solltest dich in deine Schulbücher vertiefen, was du jetzt lernst, kann dir niemand mehr nehmen. Dein Wissen ist dein Kapital!» Nein, Vater, das Kapital macht die Armen noch ärmer und die Reichen noch reicher! ... Jetzt aber hörte ich, wie jemand den Motor drosselte, wollte den Rucksack mit Schwung an die Schulter hängen, wendete mich aber nochmals dem bremsenden Auto zu: Es bog links ab. Autos und Lastwagen zogen geschlossen an mir vorbei, kein Blinken, keine sich öffnende Türen, kein «Hey, komm, ich nehme dich mit!»

Standhaft ertrug ich die Blicke der Vorbeifahrenden aus blitzenden Gefährten: «Wohl einer, der von Zuhause abgehauen ist, leicht verwahrlost, den können wir hier in der Schweiz sowieso nicht gebrauchen. Soll doch ein Zugticket kaufen, Moskau einfach. Ach, sogar ein kleiner Anarchist? Dem zeigen wir, wo der Bartli den Most holt.» Und sie drückten aufs Gaspedal, oder ich meinte es wenigstens. «Dem Herrn Dienstverweigerer verweigern wir den Dienst.»